

Zeitschrift: Schweizer Spiegel
Herausgeber: Guggenbühl und Huber
Band: 46 (1971)
Heft: 7

Vorwort: Die Sonne scheint für alle Leut
Autor: Frick, Gerhard

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

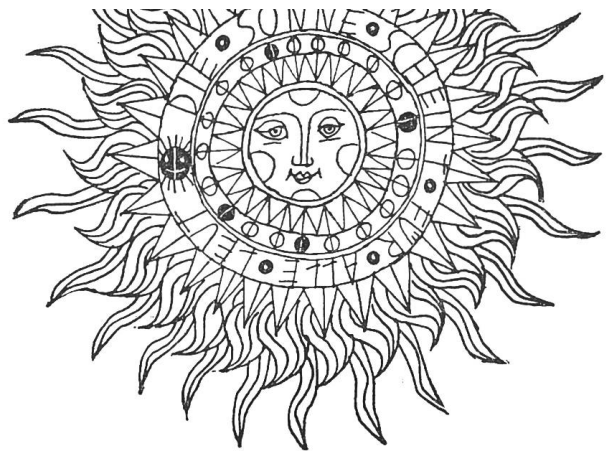
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 14.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



Von uns aus gesehen

Die Überbevölkerung unserer Welt mit all ihren vielfältigen Folgen ist dem heutigen Geschlecht bewusst und unbewusst ständig als Sorge präsent. Ganz im Gegensatz zu der Lebensbejahung des Bibelworts «Seid fruchtbar und mehret euch!» haben wir uns daran gewöhnt, die Vermehrung der Menschheit als ein Übel zu betrachten. Schillers ekstatisch bejahender Ausruf «Seid umschlungen, Millionen» wird kaum noch anders als ironisch zitiert.

Unsere Abneigung gegen die zahlreiche Gesamtheit wirkt sich aber auch auf den einzelnen Menschen aus; denn es fällt schwer, dem Individuum Unersetzlichkeit, sinnvolles Dasein und Würde zuzuerkennen, wenn es als eines von allzuvielen empfunden wird. Diese Empfindung mag etwas Berechtigtes haben, wenn sie dazu beiträgt, weiteres hemmungsloses Wachstum einzudämmen; sie hat aber doch vor allem etwas Vermessenes und Sträfliches, wenn sie sich gegen die Menschen richtet, die nun einmal bereits geboren sind.

Es ist sinnvoll, bestehende Zustände abzulehnen, insofern dadurch für die Zukunft eine Besserung erreicht werden kann; dem unabänderlich Bestehenden gegenüber gibt es aber nur Bejahung als sinnvolle Haltung. Und da es sich doch immerhin um

Menschen handelt, sollte Bejahung nicht allzu schwer fallen. Die Haltung einer guten Familie dürfte massgebend sein, die zwar nicht zuviele Kinder wünscht, jene aber, die unerwünschterweise gekommen sind, doch auch als «Geschenke Gottes» akzeptiert.

Beides ist eine notwendige und glückliche Gabe des Menschen: dass er einerseits Änderungen für die Zukunft zu erstreben und andererseits gleichwohl die Gegenwart zu bejahen vermag. Doch kommt die Bejahung heute zu kurz.

Ich befürworte nicht leichtsinnige Fortpflanzung und schon gar nicht eine alle Individualsorgen aufhebende Daseinsorganisation. Doch meine ich, dass man bei allem Streben nach einer besseren Zukunft das immerhin auch vorhandene Positive der gegenwärtigen Situation anerkennen darf. Es gibt Anzeichen dafür, dass das Leben unter vielen seinesgleichen den Menschen in gutem Sinn formen kann; es veranlasst zu Umgänglichkeit, Toleranz und Rücksichtnahme. «Mehr Toleranz!» ist sogar für Autofahrer zur Devise geworden, ganz gewiss nur darum, weil sie sich unter vielen andern tummeln müssen.

Vor zwanzig Jahren hatte ich als Lehrer merklich Mühe, den Schülern klar zu machen, dass ein Picknickplatz

sauber hinterlassen werden muss. Das ist inzwischen selbstverständlich geworden und bedarf kaum noch der Ermahnung. Umweltverschmutzung war aber immer schon unordentlich und stupid, auch wenn ihre Folgen geringfügig waren. In Eichendorffs «Taugenichts» wirft ein Reisender zum Ausdruck seiner Lebensfreude die im Walde geleerte Weinflasche mit einem Jubelruf hoch in die Luft. Das war auch damals schon eine Rücksichtslosigkeit, nur musste sie nicht als solche bewusst werden.

Raubbau an der Pflanzen- und Tierwelt ist schon seit Jahrtausenden betrieben worden; erst heute wehrt man sich dagegen.

Heute gibt man sich mit Bauordnungen und Regionalplanungen zumindest redlich Mühe, die individuellen Ansprüche in ordentliche und gefällige Formen zu leiten. Bis in die jüngste Zeit hinein sind Bauwerke mit vollendeter Rücksichtslosigkeit der Natur aufoktroziert worden.

Zwar gab es beispielsweise die mittelalterliche Stadt als bezaubernde Bereicherung der Landschaft. Aber eben diese Stadt war das Bild einer massiven überbevölkerten Welt. Hinter den eng gezogenen Mauern drängte sich alles zusammen, was hier Frieden, Ordnung und Gemeinschaft suchte. Man engte sich

Notizen eines Redaktors

ein, doch in der kontaktreichen Engnis fand kulturelles Bemühen seinen Nährboden. Die Rechtsordnung war hier besser ausgebildet als auf dem dünn besiedelten Land. Die Situation des Bürgers wurde zum Inbegriff von Geborgenheit, Sicherheit und Wohlstand.

Freilich gab es für den mittelalterlichen Bürger ausserhalb der Stadt die Einsamkeit; dieser Kontrast zum Dasein innerhalb der Mauern liess ihn das Glück der Geborgenheit höher schätzen. Aber auch wir brauchen, wenn wir wirklich allein sein wollen, gar nicht so weit hinaus zu gehen, um immer noch sehr einsam zu sein. Und dieses Kontrasterlebnis haben wir allerdings auch noch nötig, um für die Existenz der vielen andern dankbar zu sein.

Gewiss braucht es mehr Liebe zu den Menschen, wenn man sie auch in grosser Zahl noch gut mögen will. Es ist weniger selbstverständlich geworden, die Einmaligkeit eines jeden einzelnen zu bemerken. Aber der Wert des Menschen ist doch wohl

nicht durch das Gesetz von Angebot und Nachfrage bestimmt. Seine Würde kann, solange es Menschlichkeit gibt, nicht von der Häufigkeit seines Vorkommens abhängen.

Konrad Lorenz beschreibt, wie Ratten bei allzu dichtem Zusammenleben einander zerfleischen. Aber Menschen müssen ja nicht den Ratten gleich sein.

Ich habe mit Gymnasiasten sehr erfreuliche Arbeitswochen erlebt, in denen unter Anleitung von Planungsfachleuten die künftige, geregelte Entfaltung bestimmter Gemeinden studiert und ein wenig projiziert wurde. Es hat mir Eindruck gemacht, mit welcher Begeisterung die Schüler an dieser menschenfreundlichen Planung des modernen Zusammenlebens teilnahmen. Sie interviewten auch Bewohner von Wohnblöcken und Hochhäusern nach ihrem Befinden. Es war erstaunlich, wieviele Befragte sich in ihrer Situation durchaus wohl fühlten.

Gerhard Frick



Eines Tages kam ein Brief eines Fräulein M. aus Zürich. Sie teilte uns, der Redaktion der Radio-Zeitung, folgendes mit: «Seit Jahren habe ich Photos von Pfarrern gesammelt und in ein Buch eingeklebt. Leider bin ich wegen Landesabwesenheit und anderen Abhaltungen mit meiner Sammlung im Rückstand. Könnten Sie mir die Köpfe der Predigt-Pfarrer vom 15. Februar bis Ende des Jahres, gegen Bezahlung, zustellen?»

Meine Sekretärin schneidet nicht gern Köpfe von Pfarrern aus. Und ich auch nicht. Wir baten also das Fräulein, gelegentlich eines Aufenthaltes in Bern die fehlenden Herren in unserem Archiv zu suchen und herauszuschneiden. Wir schrieben das nicht aus purer Bequemlichkeit, sondern weil mir einiges daran lag, die moderne Kopffägerin aus Zürich kennen zu lernen.

Sie kam überraschenderweise schon nach wenigen Tagen. Und sie kam vor allem ganz anders, als ich sie mir vorgestellt hatte. (Wie hätten Sie sich das Fräulein vorgestellt?) Ihr Alter schätzte ich auf höchstens 25 Jahre; eine sehr gepflegte Erscheinung würde ich sagen. Sofern es der Anstand eines älteren Mannes erlauben würde, hätte ich mich auf der Straße nach ihr umgedreht.

Fräulein M. zog eine Arbeitsschürze an und schnitt im muffigen Halbdunkel des verstaubten Archivs mit erstaunlichem Eifer die Köpfe von Pfarrern aus. Es sei, so sagte sie mit fröhlicher Unbefangenheit, ihr Hobby. Nun, warum sollte ein so schönes Fräulein nicht Pfarrherren sammeln? Andere sammeln Zuckerpackungen, Zündholzschachteln, Bierteller und so weiter. Sie sammelt Köpfe von Pfarrern. Wer weiß, vielleicht entdeckt sie aus Hunderten von Geistlichen einen schönen Grundton, einen gemeinsamen Nenner des Charakters?

Aber sie wolle die Köpfe unbedingt bezahlen, sagte sie. Wir dagegen wollten das auf keinen Fall. Doch nach einigem Hin und Her einigten wir uns auf einen bescheidenen Einheitspreis.